Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 21 (1931)

Heft: 38

Artikel: Die unterbrochene Rheinfahrt [Fortsetzung]

Autor: Schäfer, Wilhelm

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644133

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 38
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
19. September
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Danken und Beten. — Zum Eidg. Bettag.

Von Ernst Oser.

Der Tag, den unser Volk sich schuf,
Er ist des Herrgotts lauter Ruf,
In unsrer Menschheit wirrem Walten
Die stille Einkehr neu zu halten.

Die Zeiten unterm Himmelsdom,
Sie fließen wie ein breiter Strom,
Den heute ruhig fortgetragen,
Schon morgen grimme Wogen schlagen.

Wir wollen danken für das Pfand
Des Friedens, rings in unserm Land.
Dem unsre Väter einst gegeben,
Im Namen Gottes, Gut und Leben.

Dank unsrer Freiheit, diesem Hort,
Behütet stets in Tat und Wort.
Ihr Feuer möge nie erkalten,
Laßt uns darum die Hände falten!

Und so uns lachen Kind und Weib,
Und so gesund blieb unser Leib,
Dann laßt uns über alle Schranken
Dem Schöpfer für die Gnaden danken!

Es mögen rauhe Winde wehn,
Es mögen Wetter niedergehn,
Und doch! Nach jedem Sturmesgrauen
Muß wieder uns ein Himmel blauen.

Drum laßt uns beten, stark und still,
Nicht trutzig darum, was man will,
Nein froh und frei, das Herz erschlossen
Dem Brudersinn der Eidgenossen!

So wird der Tag geläutert sein.
Solch' Danken, Beten hallt landein
Und wird dem Volk, das ihn erfahren,
Die heiligsten der Güter wahren!

Die unterbrochene Rheinfahrt.

Von Wilhelm Schäfer. 8

In seinem Leben war er sich nicht so bestraft vorgekommen wie nun, da er über den Marktplatz fortging, unablässig heulend und den Kopf schüttelnd, als ob er dadurch die Wirklichkeit fortbringen könnte. Ein Dammbruch war geschehen, die Ströme floßen übers Wiesenland und er, in dem das alles war, fühlte sich selber darin schwimmen und aus der Strömung nicht ans Ufer kommen.

Wie wenn dann aber die Wirklichkeit Mitleid mit ihm hätte, fuhr sie aus einer Seitengasse ihm mit derselben wilden Jagd in den Weg, die vorher am Torweg vorbeigerast war: kaum, daß er noch zur Seite springen konnte, kamen Zwei in großen Sprüngen mit einem Dritten an, dem die Beine grausam übers Pflaster schleppten, hinter ihnen anscheinend der schwarzbärtige Gendarm. Gerade vor Johannes, wohl durch seine unerwartete Erscheinung geschreckt, ließen sie den Menschen fallen. Mit dem Säbel fuchtelnd, kaum noch bei Atem, machte sich der Beamte über den Betrunkenen her, um im selben Augenblick auch schon zu merken, daß er einem täuschend angezogenen Strohmann den Arm ausgerissen hatte. Unterdessen hatte sich der Menschenstrom hinter ihm im Nu zum Kreis gestaut; brüllend wie ein Verrückter sprang er mit seiner Waffe hinein, daß alles auseinander kreischte. Johannes, der keinen Augenblick stillgestanden und den Vorfall nur wieder wie eine neue Unwirklichkeit wahrgenommen hatte, wurde mit in eine Gasse gedrängt, machte sich kaum weniger zornig als der Beamte los und ging auf der andern Seite gegen das Rheinufer hinaus, gleichgültig wem er dabei in die Hände lief. —

*

Er wollte erst in den Herzog von Nassau zurückgehen, seinen Ranzen nehmen und in die Nacht hinein fortwandern. Die Erinnerung an den Setzer und eine kaum bewußte Besorgnis, in eine lächerliche Kumpanei mit ihm zu geraten, hielt ihn ab. So schritt er wieder an den Schiffen vorbei, wo nur noch eine Kajüte erleuchtet war und die schwarzen Rümpfe stumm in der still gewachsenen Helligkeit der Nacht lagen; auf der schmalen Uferstraße rheinauf, weit weg von den letzten Häusern, unter den steil abfallenden Weinhängen und über der hohen Böschung hin, bis eine Bank unter drei Bäumen kam, die er aus seinen Spaziergängen kannte. Da saß er lange, verwundert die Erinnerung der letzten Vorgänge sammelnd: als ob jede einzelne Vorstellung ihr besonderes Ziel und eigenen Willen hätte, mußte er sie fangen und schließlich doch wieder mit kraftlosen Händen laufen lassen, weil er die Meute nicht zusammen hielt.

Unterdessen war der Wind ganz nach Süden umgesprungen und lief ihn nur noch mit schwachen Würfen

schnuppernd an; je stiller es um ihn und endlich auch in ihm wurde, um so bestimmter kam die trotzige Klage, daß ihm etwas aus den Händen genommen war. In hundert sehnsüchtigen Stunden vorher hatte er das schon behorcht, wie ein Wunsch aus dem Blute aufsteigen und sich gegen seine Einsicht durchsetzen konnte, bis er ihn und den Willen beherrschte: aber nie war das so wild und er so machtlos wie jetzt gewesen, daß er vor Inbrunst hätte schreien und schluchzen mögen.

Mit dem Salzgeschmack verronnener Tränen in den Mundwinkeln, mit einem Wutschrei und stoßenden Schritten fand er sich schließlich wieder in der dunklen Nacht und daß er hastig, als ob er irgend etwas versäumte, nach dem Ort zurück ging. Gerade, als er an die ersten Häuser kam, wo rechts ein Weg — statt weiter am Rheinufer hin, wie er gekommen war — in eine Art Burghof und daraus in die enge Dorfstraße führte, schütterten die Schläge der Turmuhr in die Nacht, während drüben überm Rhein mit anwachsendem Geroll ein Güterzug kam. Es waren Geräusche, die er aus seiner sehnsüchtigen Nachtfeier in der Heckenlaube kannte, und nun gestand er sich ein, daß er zwischen den Hecken hinauf an den Platz wollte, wo er schon einmal in einer solchen Verwirrung gesessen hatte.

Er mußte an ihrem Gartentor vorüber und wunderte sich, daß es offen stand; die Verlockung hinein zu gehen war groß, doch kam er vorbei und fand sich vom Schicksal geführt, als er in den Garten mit der Heckenlaube trat. Er hatte der Frau mehrmals von dem Platz und seiner sehnsüchtigen Nachtfeier gesprochen, und nun war sie selber dahin gekommen; so verborgen saß sie im Dunkel drin, daß er sie erst bemerkte, als er dicht bei ihr war und durch keine Bewegung erschreckt stillstand. Sie selber schien nicht weniger erschrocken, sprang auf, als sie sich entdeckt sah, und wollte noch das offene Gartentor gewinnen. Obwohl sie keinen Laut gab, und die aus der Dunkelheit aufspringende und fliehende Gestalt mehr als alles vorher unwirklich war, und ob er im Augenblick die Bedeutung ihrer Anwesenheit in dem fremden Garten kaum richtig einsetzte: so schoß ihm doch alles, Wirklichkeit und Sehnsucht, so in eins, daß er in drei Sprüngen bei ihr war und nun zum zweiten Mal den Körper dieser Frau zu fassen bekam.

Diesmal aber war es nicht mehr in ihrer Küche, wo irgendwo der Malermeister eintreten konnte, nun war es ein fremder und verlassener Garten in der Nacht, wo sie Niemandens Hausfrau, nur ein aufgespürtes Tier war. Und obgleich sie sich nicht weniger wild wehrte und wieder der stumme Ringkampf kam, in dessen Verlauf bald ein gutes Stück von den Gemüsebeeten zerstampft wurde: der Nachthimmel war allein über ihnen mit den dunklen Massen der Baumkronen und unter ihren Füßen die weiche Erde, da mußte sie ihm unterliegen, wenn sie nicht gellend in der Nacht um Hilfe rief.

Doch kam kein Laut von ihr, und als sie nach der Anspannung heißer Minuten spüren mochte, daß ihre Kräfte wohl reichten, sich zu wehren, doch nicht, ihm zu entfliehen, war sie mit rascher Erschlaffung nicht mehr das wehrende Tier, sondern die klagende Frau.

Er hat mich geschlagen, schluchzte sie und führte ihn mehr, als daß er — der sogleich erschrocken von ihr abließ — sie zwingen mußte, nach der Gartenbank in der Laube zurück, wo sie sich immer hilfloser weinend von ihm ausfragen ließ: Es war anscheinend gleich nach seinem Fortgang in der Küche zu wüsten Dingen gekommen; nachdem der Maler dann trotz dem Feierabend noch zum Wein gegangen war, hatte sie das Haus verlassen, um zu ihren Eltern auf den Hunsrück zurückzukehren. Johannes sah nun erst, daß sie statt einem Hut das Kopftuch der rheinischen Bäuerinnen trug und statt der gelben Tasche ihre Sachen nach ländlicher Art in ein Tuch geknotet hatte, das auf der Holzbank lag. Sie habe in Klingenbach mit Unehren gelebt und wolle nun lieber arm in der Heimat bleiben, von wo sie als Mädchen hergekommen wäre. Es führe kein Zug mehr in der Nacht, so habe sie hier die Frühe abwarten wollen.

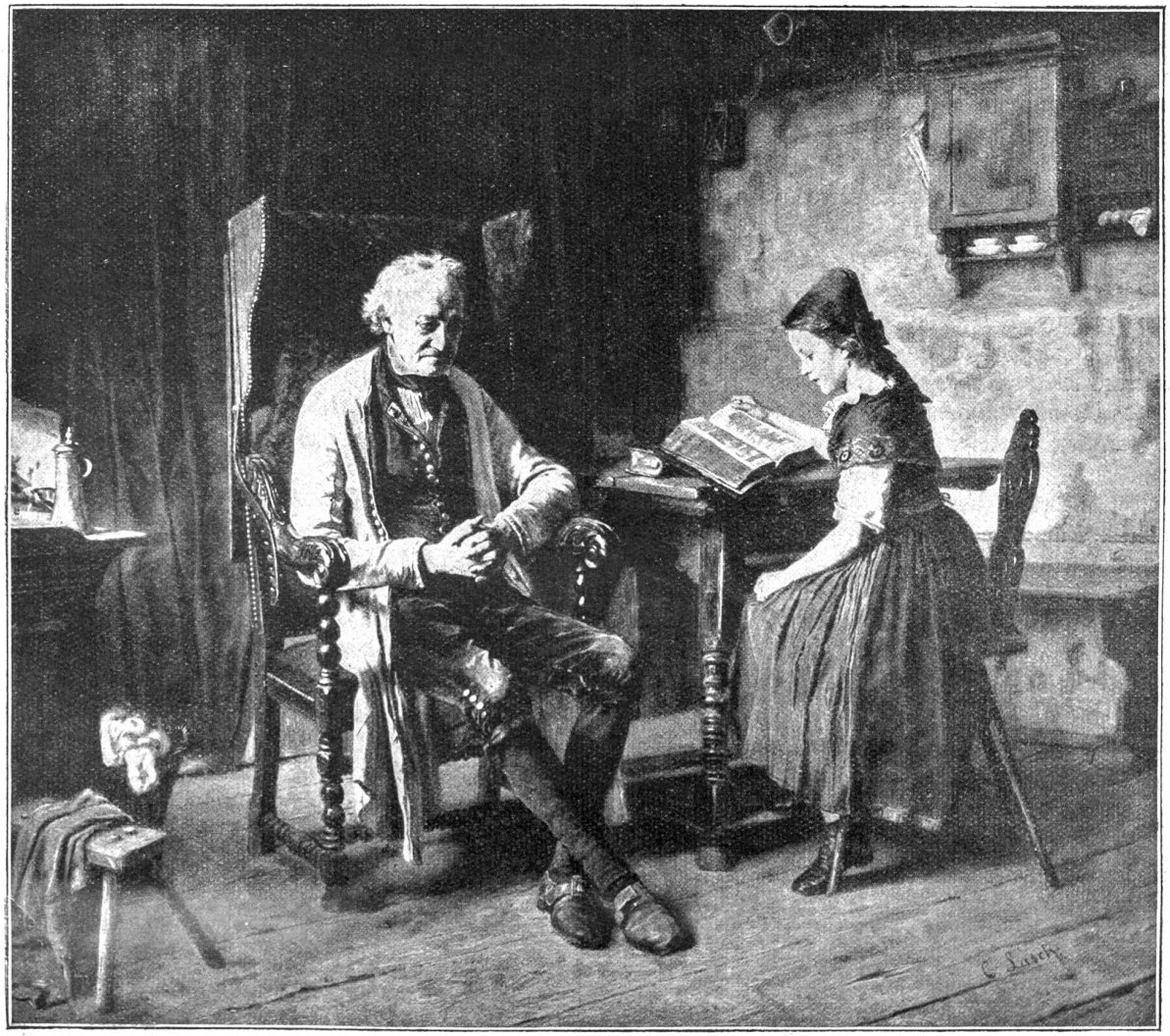
Er war zu aufgeregt, um die wahrhafte Not in dem Geständnis zu fühlen; auch wußte er noch nicht, wie sie um anderer Dinge willen an dem Maler zu Schaden gekommen war; sein Instinkt berauschte sich allein an dem Triumph, daß sie an einen andern Ort, als gerade in diese Heckenlaube hätte gehen können, von der er ihr gesprochen hatte: er nahm es als die eine Antwort der Schweigsamen auf alle seine Fragen. Nun stand er mit einem andern Wandergenossen vor der Nacht als dem Setzer aus dem Wuppertal; aber weil er fühlte, daß sie ihm nirgendwo so sicher verfallen war wie hier, daß er nur in den Herzog von Nassau zu springen brauchte, seinen Ranzen zu holen, und schon war sie fort: ließ er sie klagen und schluchzen, nur aus den Händen ließ er sie nicht. Sie waren umeinander hierher geraten und mußten hier zusammen kommen.

Nachher hing er auf seinen Knien vor ihr, den Kopf in ihren Schoß gebettet, der breit und kräftig war, und hielt sie fest umspannt mit beiden Armen, die wieder weinend saß, und hörte sich Dinge sagen, die er nicht glauben konnte und die zu sagen ihn doch der Rausch dieser Stunde zwang: daß sie nun mit ihm gehen und bei ihm wohnen müsse und daß sie so glücklich miteinander sein wollten, wie sie hier unglücklich gewesen wäre! Sie schüttelte stumm den Kopf, bis sie ihm nicht mehr wehrte.

*

Als aber in die bräunliche Nacht das erste kalte Frühlicht des kommenden Tages fiel, der wieder ein Sonntag war und soviel anders für beide enden sollte, als er begonnen hatte, da war der Himmel dick mit wattigen Wolken überzogen, aus denen immer fühlbarer die Nässe niedersank. Sie mußten unter den Bäumen Schutz suchen und standen schließlich, als der Frühregen stärker rieselte, mit nassen Haaren und Kleidern fröstelnd beieinander. Uebernächtig und todmüde konnten sie den Tag unmöglich im Regen stehend abwarten und so verabredeten sie, für die paar Stunden bis zum ersten Schiff rheinab — an dem sie sich treffen wollten, um miteinander die Rheinfahrt fortzusetzen, die er ihr zuliebe unterbrochen hatte — im Ort noch einmal das gewohnte Obdach zu suchen: er im Herzog von Nassau, wo er noch seinen Ranzen holen mußte, sie im Haus des Malers, der jetzt doch seinen Rausch ausschliefe.

Sie wollte nicht mit ihm gesehen werden und schickte ihn als ersten fort. Ihr Mund war kalt geworden, als er die letzten Küsse nahm; und als er endlich losgerissen durch



Lasch. Wenn es Abend wird.

die Hecken hinunter ging, fröstelnd von der Nässe und in den Knochen hohl vom Brand der ausgelöschten Glut, ging ihr Gesicht mit, übernächtigt und verschwitzt. So grausam schön die Nacht für ihn gewesen war: sie hatte ihn nicht reich, nur leer gemacht, und alle Sehnsucht, Gier und der wütende Trotz gingen aus in eine tonlose Müdigkeit, selbst von den Küssen war auf seinen Lippen ein Nachgeschmack geblieben.

Er zog im Herzog von Nassau seine nassen Kleider aus, wusch sich und spülte den Mund mit Wasser, das in der Flasche lau geworden war und ihn nicht erfrischte. Wie er sich dann zum letztenmal auf seine Backmulde hinlegte — er wußte, daß es nur für ein paar Stunden sein durfte, nichts aber hielt seine todmüde Jugend ab, ihren Schlaf zu suchen — wie er die reingewaschenen Hände auf der Brust gefaltet fühlte und immer tiefer in seine Müdigkeit versank: fing irgendwo darin wieder etwas an zu singen; und als er, ohne Decke und kühl überstrichen von der Morgenluft, bald einschlief, war das letzte Lebensgefühl doch ein genossenes Glück in ihm, sodaß er mit einem Lächeln auf den Lippen wie ein zufriedener Knabe in den Schlaf einging.

VI.

Johannes träumte, daß die Schiffsglocke läutete, und als er von dem Schrecken erwachte, hörte er wirklich die letzten Schläge durch den hellen Morgen klingen; doch war es erst das Schiff rheinauf, das eine Stunde früher fuhr, sodaß er Zeit genug sich anzukleiden und abzurüsten hatte. Die blonde Wirtstochter war wieder da von ihrer Reise, und hatte sie ihn bei der Ankunft mißachtet, so schob sie ihm jetzt das Frühstück wie einem Landstreicher hin. Er kam sich in seinem halbnassen Anzug nach den Strapazen dieser Woche und der Nacht in der Heckenlaube auch nicht viel anders vor. Selbst die Gouvernantenwirtin vermochte zwar ihr angewöhntes Lächeln nicht abzulegen, doch spürte er genügend, daß sie zufrieden war, den verdächtigen Gast los zu werden.

Der dünne Nachtregen war längst von einer dampfenden Morgenhitze aufgesogen, als er hinaus kam, früh genug, am Landungsplatz noch eine Viertelstunde lang das Schiff und vorher die Frau abzuwarten. Die Welt schien wieder in Sonntagsfeierlichkeit zu prahlen wie vor acht Tagen, als er den ersten Morgenspaziergang an diesem Ufer machte, das ihm mit seinen Schiffen und den von Sonnenglast umsäumten Bergen nun wehmütig bekannt war. Während er bald in die quirlende Strömung, bald gegen den Torweg sah, aus dem sie kommen mußte, fiel ihn die Traurigkeit von diesen Vorgängen wieder stärker an. Nicht so sehr, was an äußerer Beschwerung daran hing, als das unein-

gestandene Gefühl, um ein Geheimnis ärmer zu sein. Indessen unvermutet das Schiff schon um die Ecke kam, von der Frau aber noch nichts zu sehen war, wirbelten die Mahnungen in ihm mit einer Hoffnung auf: allein einzusteigen, die Malersfrau und alle Erinnerungen dieses Rheinortes zu hinterlassen, als ob es wirklich eine Nacht voller wüster Träume gewesen wäre, und ungekannt wieder in das ordentliche Dasein zurück zu flüchten, aus dem er mit einem Jugendstreich der Kaufmann Müller geworden war. Aber nicht nur, daß es ihm feig und verächtlich gelten mußte, mit einer zweiten und weit ernsthafteren Flucht etwas im Stich zu lassen, was ihm doch wichtig genug gewesen war, es mit einer Inbrunst wie nie etwas vorher zu erleben: er brauchte nur auf sein Blut zu hören, wie es ihm in den Ohren rauschte, und wie er mit schmerzlichen Lippen verzweifelt nach dem Torweg blickte — er fühlte dies so stark, daß er sich selber für einen Augenblick deutlich dastehen sah — um zu wissen, daß er ohne sie gar nicht einsteigen konnte. Und sie kam wirklich nicht.

Er wäre trotz dem Sonntag der einzige Passagier mit diesem Frühschiff von Klingenbach gewesen und die Schiffsleute schimpften, als sie seinetwegen die nicht unschwierige Landung und den Aufenthalt unnütz geleistet hatten. Er hörte nicht darauf; nun, wo sie nicht gekommen war, wo er sich irgendwie von ihr verraten sah, spürte er in den Wurzeln, was für ein Erlebnis das in der Nacht für ihn geworden war.

*

Als er noch ziellos zu dem einen Torweg hinein und am nächsten wieder hinaus ans Ufer gegangen war, kam ihm der Christian Merse entgegen, dem er von allen Menschen in der Welt in diesem Augenblick am unliebsten begegnete. Sein erstes Gefühl war, durch den Torweg zurück ihm auszuweichen; doch zögerte er darum keinen Schritt und stand nach einer Minute vor dem Mann, der wieder sonntäglich wie vor acht Tagen gekleidet war, sonst aber verkommener und verwüstet aussah: er habe ihn gerade zu einem Katerbummel abholen wollen! Johannes hatte nun schon keinen anderen Gedanken mehr, als wo die Frau geblieben wäre, und hörte sich ausweichend sagen — dazu im Haß und Ekel vor dem Menschen, dem alles zwischen Rausch und Kater wechselte — daß er abreisen wolle und nur das Schiff verspätet habe. Der Maler sah ihn nicht an, veränderte auch keine Miene, aber sein Gesicht wurde höhnisch wie von einem fahlen Licht: Es sei merkwürdig, was für Reisegelüste seit gestern in die Menschen gefahren wären; seine liebende Gattin sei auch schon mit dem ersten Morgenschiff rheinauf, wenn er ihr glauben könne, auf den Hunsrück zu ihren Eltern, obschon sie da erst neulich zur Kirmes gewesen wäre. Da der junge Herr, soviel er berichtet sei — oder hätte sich die Richtung auch da geändert — rheinabwärts müsse: wären reichlich noch drei Stunden übrig zum nächsten Schiff. Doch wenn er Gründe habe, seine Gesellschaft zu meiden, wolle er ihn nicht daran hindern.

Johannes fühlte die innere Warnung vor einer Gefahr so deutlich, daß ihm die Knie zitterten; aber Albernheiten auszuweichen niemals feig genug sein, um desto tapferer im Ernst zu stehen, hatte er sich einmal aus einem alten Spruchbuch abgeschrieben; auch war die Frau fort: so zögerte er nicht, ihm zu erwidern, daß er bereit sei.

Es war zunächst ein Gang, wie er ihn wieder aus Träumen kannte, durch kein Wort unterbrochen, der Maler immer ein paar Schritte voraus, den wohlbekannten Felsweg zur Martinskapelle hinauf. Bevor sie durch den schmalen Hohlweg, vom Gesträuch fast wie ein Tunnel überwölbt, in das Wiesental hineingingen und hinter sich den letzten Blick auf die glitzernde Strombreite hatten, blieb der Merse stehen, sah sich aber nicht nach Johannes um, als er fragte: Ob er denn wisse, wie er an diese Frau gekommen wäre?

Johannes dachte nur, daß sie jetzt schon weit oben auf dem Strom war, und wußte nichts darauf zu sagen, auch ging der Maler gleich weiter und sprach nun nicht mehr: in dem schmalen Wiesental seitwärts zwischen Stämmen und grünem Unterholz, zuletzt im Zickzack steiler an einer sonnigen Farrenkrautwand zur Höhe, wo das Rheintal über den vorderen Felsrand hinweg wie zwei schimmernde Seen nebeneinander zu sehen war. Die Sonne brannte mit weißer Glut in die noch immer frühlingsdünne Laubwelt; der Maler blieb manchmal stehen, mit dem Atem ringend, und schwitzte kläglich. Wenn er nun eine Waffe bei sich hätte, überlegte Johannes, und war mehrmals daran, kurzweg umzukehren, weil sich dann zeigen mußte, was er vorhatte. Endlich oben am Rand des Hochwaldes, wo der Abhang sich vor ihnen mit dürrem Wintergras und braunem Farrenkraut, noch kaum durchgrünt, steil und tief hinuntersenkte, setzte er sich blaß vor Erschöpfung hin; lud auch Johannes mit einer von seinen großartigen Handbewegungen dazu ein, die um so trauriger wirkte, je komischer sie sonst war.

Doch sprach er immer noch nicht, drehte einen dürren Grashalm nach dem andern um seine verwaschenen Finger, warf ihn weg, wenn er zerbrach, und keiner erwies sich schmiegsam genug, das Kunststück auszuhalten: Der Maler Merse war zu Ende mit seinen Späßen, einmal machte er eine Handbewegung, als ob er sprechen wollte, aber wie sein Blick den Abhang suchend nach Worten überflog, zynisch genug, seinen Ekel zu fassen, schien etwas Unerwartetes dazusein, so häßlich grinste er. Als Johannes seinen Augen folgte, lag unten, kaum zwanzig Schritte tiefer, der Setzer Heinrich Berkenrath im Gras und sah bewegungslos nach ihnen. Erst, als er sich bemerkt fühlte, richtete er sich auf und kletterte, den grünen Wachstuchranzen auf dem Rücken, mühsam heran.

Er habe noch nicht fortgekonnt; es sei so schön, hier oben an einem Sonntagmorgen in die blauen Gründe hinein zu sehen, auch wenn man wie er kein Kirchgänger mehr wäre, oder gerade dann: das wäre sein Gottesdienst. Er sagte das in weinerlichem Ton zu dem Maler, als ob der allein dasäße und fügte wie eine Meldung hinzu: die andern stäken auch hier oben in dem Wald, doch schon betrunken. In Johannes fuhr der Grimm hoch, daß ihn der Komödiant nur wieder in die Gesellschaft gebracht hatte; der Christian schien nicht darauf zu achten, sah mit blödem Grinsen den Wuppertaler an, als ob er sich auf dessen Herkunft nicht besinnen könnte, und wollte gerade abwinkend aufstehen, als von oben auch schon das Gebrüll der anderen kam. Johlend stürzten sie den Abhang herunter, voran der Küfer Anton, der sich ein paarmal überschlug, aber wieder aufkam und sich vor dem Maler aufpflanzte: Die Herrschaften brauchten sich nicht zu verstecken, sie hätten Arbeit auch für feine Leute! (Fortsetzung folgt.)